



M. K. v. Stern und V. v. Andrejanoff.

Die Namen der beiden Dichter, denen diese Zeilen gewidmet sind, kennt heute wol jeder in den baltischen Provinzen; der jüngere von ihnen, Moriz Reinhold von Stern erfreut sich aber schon eines viel weiteren Rufes: in Deutschland und überall, wo man sonst deutsch redet, gilt er für einen der beliebtesten Poeten unserer Zeit: eine Thatsache, die gewiß jeder Balte mit Genugthuung constatiren wird. Daß zum Theil nur Zufälligkeiten daran schuld sind, wenn der andere, Victor von Andrejanoff, im In- und Auslande weniger gelesen wird, und daß einige seiner Gedichte dem Besten was Stern geschrieben hat, vielleicht ebenbürtig sind, hoffen wir im Nachfolgenden darthun zu können. Beide Dichter gehören Livland an; sowol nach der Erziehung, die sie genossen haben, als auch, was ihre Abstammung betrifft. Sterns Mutter, Frau Caroline von Stern, geb. von Patkull, besaß bis zum Jahre 1872 das Gut Friedrichsheim im Pernauschen Kreise. Zuerst erhielt Stern, wenn wir recht berichtet sind, seine Bildung im Dorpater Gymnasium; unternahm dann weite Reisen, die ihn bis nach Amerika führten und lebt jetzt seit mehreren Jahren in Zürich. Auch Victor von Andrejanoff ist mit Familien verwandt, die in der Geschichte Livlands rühmlich genannt werden: seine Großeltern, der Capitain Tichon von Andrejanoff und dessen Gemahlin Auguste Henriette geb. von Samson-Himmelsjerna, besaßen noch im Jahre 1844 das Gut Bajusby im Kirchspiel Klein-St. Johannis des Fellinschen Kreises. So viel uns bekannt, hat Victor von Andrejanoff zuerst in Dorpat, dann in Deutschland studirt und lebt jetzt seit längerer Zeit in Riga. Da es wol noch zu früh wäre, die prosaischen Schriften unserer beiden Landsleute zu besprechen und sie auch zum Theil aus äußeren Gründen schwer zugänglich sind, so soll hier nur von der dichterischen Thätigkeit die Rede sein.

I.

Maurice von Stern¹⁾ ist ein Lyriker. Zwar zeigt sein reiches Talent vielseitige Anlagen, und in dem Gedichte „Philosophentanz“ („Mattgold“ S. 16) stellt er Gestalten des klassischen Alterthums in dieselbe originelle Beleuchtung, welche in Jaques Offenbachs Operetten „Die schöne Helena“ und „Orpheus in der Unterwelt“ über den griechischen Helden und Göttern ausgebreitet ist. Sokrates führt vor Aspasia gewisse Touren auf:

„Und rührt zum ungewohnten Einzeltanz
„Das mürbe, das rhachitische Gebein.“

So könnte also in der Aera eines zukünftigen Offenbach unser Landsmann vielleicht als Librettodichter sein Glück machen; seine bisherigen Erfolge verdankt er aber hauptsächlich der Gefühlsdichtung.

Es ist schwer an seinen Dichtungen eine sogenannte „Schule“ zu erkennen, oder zu unterscheiden, wen er sich zum Vorbild genommen hat. Jeder hat ja ältere Meister nöthig, an denen er sich heranbildet; Stern scheint indessen die meisten Größen unseres Jahrhunderts mit Eifer und Erfolg studirt zu haben, bis er in der Beherrschung der Form eine gewisse

1) Maurice Reinhold von Stern's Werke.

- Proletarier-Lieder, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.
 1887 Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung.
 1888 Stimmen im Sturm, gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet.
 1888 Das Anderkönnen. Ein populär-philosophischer Beitrag zur Frage der Willensfreiheit.
 1889 Alkohol und Sozialismus. Ein Appell an's Volk.
 1889 Excelsior! neue Lieder.
 1889 Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? aus dem Englischen.
 1890 Höhenrauch, neue Gedichte.
 1890 Arbeitslohn und Arbeitszeit, eine Gedenschrift.
 1890 Von jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen.
 1890 Sonnenstaub, neue Lieder, mit dem Portrait des Verfassers.
 1890 Aus dem Tagebuch eines Enthaltamen, Aphorismen über die Alkoholfrage.
 1891 Ausgewählte Gedichte.
 1893 Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen.
 1893 Nebensonnen, neue Gedichte, illustriert von Ernst Schlemo und Willy Dertel.
 1893 Die Insel Ahasuer's, ein episches Gedicht.
 1891 Mäßigkeit und Enthaltamkeit; ein Vortrag, gehalten vor dem hygienischen Verein in Zürich.
 1893 Mattgold, neue Dichtungen.
 1894 Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben.
 1894 Erster Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte.

Eigenartigkeit errungen hatte. Am ehesten mag noch ein Einfluß Heinrich Heines zugegeben werden; z. B. das Gedicht „Hausfuchung in Abdera“ („Excelsior“ S. 31) hat in Form und Inhalt Ähnlichkeit vom 2. Cap. in Heine's „Deutschland“ (die Zollvisitation an der preußischen Grenze) und endet mit den Versen:

Wie wackelt der abderitische Zopf!

„Herr Lieutenant, jetzt können Sie rasten! —

Die Kontrebande, sie steckt im Kopf

Und nicht im staubigen Kasten.“

Bei Heine lautete diese Stelle:

Ihr Thoren, die ihr im Koffer sucht!

Hier werdet ihr nichts entdecken!

Die Kontrebande, die mit mir reißt,

Die hab ich im Kopfe stecken.

.....

Im Kopfe trag ich die Bijouterien,

Der Zukunft Krondiamanten,

Die Tempelfleinodien des neuen Gotts,

Des großen Unbekannten.

Ähnliche Anklänge an Heine enthält unter den frühesten Gedichten von Stern die „Bernünftige Liebe“ („Stimmen im Sturm“ S. 96) und aus den letzten Jahren das hübsche Lied „An ein Kind“ („Nebensonnen“ S. 78). Dem Andenken Heine's hat unser Dichter schon im Jahre 1885 die schwungvollen Verse „Montmartre“ gewidmet („Ausgewählte Gedichte“ S. 185).

Was die Tendenz der Dichtungen betrifft, so war Stern anfangs Socialdemokrat und sang längere Zeit in Reimen — bald grob, bald fein — „Proletarier-Lieder“. Wenn unter ihnen auch Manches zu finden ist, was dem Geschmacke des kleinen, flink wühlenden Pöbelmannes geschickt angepaßt war, so brauchen wir uns doch dabei nicht lange aufzuhalten: denn daß die Individualität des schöpferischen Künstlers und das Joch des Demokratismus contradictorische Gegensätze sind: dafür noch einmal den ausführlichen Beweis zu liefern, wird man mir hoffentlich erlassen. Und wenn z. B. Stern in den „Stimmen im Sturm“ S. 57 sagt:

Ich kenn' den Reichthum, hab' ihn selbst genossen, —

Daß dem so ist, thut mir von Herzen leid;

Ich selber bin der reichen Brut entsprossen,

Doch Armuth lehrte mich — Gerechtigkeit!

so wäre in unseren Provinzen ja nicht einmal die Gesellschaftsclasse zu ermitteln, der solche Strophen imponiren könnten. Weshalb soll man also der Jugend ihre Extravaganzen bis in's dritte und vierte Jahr nachtragen? — In seinen neueren Werken vertritt nun Stern, ohne viel Politik zu treiben, einen milden Pantheismus und Naturdienst, der nirgendwo mit scharfen Ecken anstößt und unter seinem weiten Faltenwurfe für alles Schöne Raum hat; also: das Bekenntniß des wolgesinnten deutschen Dichters. Besonders günstig ist diese Richtung der Naturschilderung, und ihr verdankt auch Stern seine durchschlagendsten Erfolge, ja, man kann sagen, seinen Ruhm. Da jedoch dieser Ruhm mehr einer außerordentlichen Formvollendung und Sprachbeherrschung als einem inhaltlichen Fortschritt in der Naturdichtung gilt, so möge — als auf das Wichtigste — zunächst auf die Reflexionspoesie hingewiesen werden. Und auch hier übergehen wir viele anmuthige und mit reicher Einbildungskraft componirte Dichtungen — (wie in den „Nebensonnen“ die „Bilder aus dem Jenseits“, in den „Ausgewählten Gedichten“ die „Apokalyptischen Reiter“ u.) — um auf eine Stelle in der längeren Dichtung „Die Insel Ahasver's“ hinzuweisen. Dies Gedicht schildert, ähnlich wie „Salas y Gomez“ von Chamisso, das Leben eines Schiffbrüchigen auf einer menschenleeren Insel der Tropenzone; nur daß bei Stern die Insel unbestimmt ist, der Mann jedoch eine bekannte Figur: der ewige Jude. Auch er findet, wie der auf Salas y Gomez gestrandete Reisende, Schiefertafeln, die er zum Schreiben benutzt; nur verzeichnet er auf ihnen nicht Betrachtungen über seine Lage, sondern freie Phantasien, welche selbständige Werke ausmachen und nur willkürlich zu Ahasver in Beziehung gesetzt worden sind.

Im Rhythmus und der fein markirten Caesur wie in den kühnen poetischen Bildern erinnert das Gedicht vielfach an Anastasius Grün; z. B. wenn bei dem österreichischen Dichter der Gefangene im „Thurm am Strande“ klagt:

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,

Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;

Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten,

Ach, von des Kerfergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären

Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,

Des Friedens und der Liebe Gotteslehren

Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden.

So bietet Stern auf Seite 23 einen Pendant zu diesem Gleichniß:

Es zuckt ein Blitzstrahl durch die Wetterwand:
 Ein Strich durch's Pensum von Magisterhand!
 Gott selbst durchstreicht, so oft es ihm gefällt,
 Den ganzen Unsinn der verworrenen Welt.

Auch die „Insel Ahasver's“ heißt nur auf dem Titel „ein episches Gedicht“, besteht aber fast ausschließlich — wie die übrigen Stern'schen Poesien — aus Reflexionen und Landschaftsbildungen; ihr Sinn ließe sich wol am kürzesten durch die Worte Platen's wiedergeben: „Und könntest du dich auch entfernen, es triebe Sehnsucht dich zurück; denn ach! die Menschen lieben lernen, es ist das einz'ge wahre Glück.“ — Uebrigens ist es nicht Dieses, was uns zu längerem Verweilen reizt: die erste der drei Schiefertafeln bringt eine allegorische Scene — eine Geisterschlacht in der Luft, aus der die entscheidendsten Stellen hier Platz finden mögen.

In der Vision naht sich unter Trommelschlag und mit schwarzen Fahnen eine Armee:

Nun seh ich Köpfe. Ein unendlich Meer
 Von düstern Streitern rollt mit Macht daher.
 Und frisch voran im Trommelwirbel droht
 Ein düstrer Rämpe: s'ist der Trommler Tod!
 Vom schwarzen Hut die weiße Feder wallt,
 Der Schädel grinst; der Trommelwirbel hallt.

.....
 Da stürzt sich flammend eine kleine Schaar
 Von lichten Reitern, muthig, schön und klar,
 Vom Himmel nieder, wie der Sturmwind schnell;
 Es blitzt durch's Land der Schwerter funkelnd Hell.
 Nun kreuzt die Schaar den Strom mit blanker Wehr
 Und wirft sich stürmisch auf das Todtenheer.
 Da gellt ein Lachen höhnisch in das Licht,
 Und haßdurchlodert eine Stimme spricht:
 „Ihr Herrn des Lichts, grüß' Gott! — ihr kommt zu spät!
 Seht, welch ein Heer zum schwarzen Banner steht!
 Unübersehbar wälzt sich fort das Meer,
 Und jede Welle bringt den Tod daher.
 Viel Millionen schaaren sich zu Hauf
 Und stehn als Kläger richtend vor euch auf.
 Die Todten sind es, die in Gram und Noth

Verzweifelt sind im Kampf um's trockne Brod.
 Sie sammeln sich und ziehen vor die Stadt,
 Die Glück auf Unglück frech erbauet hat.
 Es rückt heran und pocht an's lichte Thor
 Der satten Freude der Enterbten Chor.
 Viel Freude nahmt ihr, die ihr wallt im Licht,
 Und dachtet derer, die im Dunkel, nicht!
 Und jede Freude, wißt ihr, ist verrucht,
 Der irgendwo ein schuldlos Elend flucht!
 Ein Tropfen Glück, bezahlt mit fremdem Leid,
 Bleibt Schuld und Sühne bis in Ewigkeit!
 Nun stand er auf, der todtgegläubte Haß,
 Nun lief es über das gefüllte Faß.
 Und jedes Armen Klage ein Soldat:
 So ging sie auf, der Sünde Drachensaar!
 Ihr Herrn des Lichts, so kommt und zückt das Schwert!
 Ein jedes Leben ist ein Sterben werth. . . . "
 Die Stimme schwieg. Ein dumpfer Trommelschlag.
 Es scholl ein Ruf, so heiter wie der Tag:
 „Da kriecht ein Wurm; er sieht die Sonne nicht
 Und tastet blind in's süße Himmelslicht.
 So strebt das Leben rastlos aus dem Dunst
 Der Sonne zu. Das Sehen ist die Kunst.
 Wie viele Blinde wol die Welt gebar,
 Ein Flug' zu schaffen, sonnenhell und klar!
 Das ist die Regel für der Freude Flug:
 Das, was nicht fliegt, das ist nicht stark genug!
 So träumt das Elend dumpfig in den Tag,
 Damit die Freude triumphiren mag!
 Denn alle Menschheit ist so wie ein Mann:
 Sie blüht und welkt, damit sie reifen kann.
 Und tausend Blüthen düngen still die Welt,
 Bis eine Frucht reif von dem Baume fällt.
 So düngt und erntet wählend die Natur.
 Verbesserung ist der Entwicklung Spur.
 Ein großes Glück, das einer Seele strahlt,
 Mit vieler Leid zu hoch ist's nicht bezahlt.

Und könnt' ein Mensch Gott eine Stunde sein,
 Mit Jubel geben wir die Menschheit drein!
 Es drängt zum Zweck, es drängt zum letzten Ziel;
 Hier zählt kein „wenig“ und hier wiegt kein „viel“.
 Wenn sich im Einz'gen krönt das Ideal —
 Die Masse, Freund, ist doch nur Material!
 Wer ist die Menge, die nach Rache schreit?
 Des Geistes Räthsel heißt Persönlichkeit!
 Der Menschenheerde fehlt Persönlichkeit,
 Drum ist sie geistlos bis in Ewigkeit.
 Drum brüll' nur Rache, drohendes Geschlecht —
 Du bist in Masse, also nicht im Recht!“

Diesen Worten wird von der düstern Schaar unter Anderem erwidert:

„Ihr Eigenmenschen dünkt euch noch so groß,
 Ihr seid nur frech und kalt und liebelos!
 Es naht das Ende und es kommt die Frist,
 Da Jedermann im Volke Eigner ist.
 Dann ist das Ganze die Persönlichkeit
 Im höhern Sinne der Unendlichkeit. —
 Verspottet habt ihr unsre Qual und Noth —
 Nun trommelt uns zum letzten Streit der Tod!“ —
 Wie Wellen hüpfend rast der Geisterkampf
 Durch Tag und Nacht, durch Donner, Licht und Dampf.
 Das wälzt sich dampfend um den Erdball fort —
 Auf Erden Krieg und in den Lüften Mord!
 Verklingend und verhallend wie im Traum
 Hinrauscht die Schlacht, ein Schattenspuh im Raum.
 Die Erde taumelt, unbeirrt im Wahn,
 Im Dampf des Schmerzes ihre Sonnenbahn.“

Der Gestaltungskraft, mit der hier abstracte Begriffe, streitige sociale Probleme durch poetische Verbildlichung uns nahe gebracht werden, wird gewiß Niemand seinen Beifall versagen; ebenso wenig der comprimirenden Gewalt, durch welche bei dem Künstler Bild und Gedanke zu prägnanten Kernsprüchen crySTALLISIREN; am wenigsten aber darf der Unparteilichkeit die Anerkennung fehlen, welche jeden in seiner Weise zu Worte kommen und die stärksten Sentenzen, die ihm zu Gebote stehen, anführen läßt; so daß auch wirklich bis zu Ende keiner siegt und keiner weicht; denn hierdurch

wollte der Dichter offenbar seine wahre Ansicht ausdrücken, daß nämlich die Gegensätze, die hier zusammenprallen, nicht nur bisher vergebens einer Lösung geharrt haben, sondern daß es wol auch im irdischen Leben überhaupt keine Versöhnung für sie giebt.

Sei's nun, daß solche philosophische oder politische Widersprüche in Wirklichkeit oder nur vermeintlich unentwirrbar sind; immer wird es ein Vorzug sein, sie aus dem Nebel zu ziehen, deutlich auf sie hinzuweisen und den Punkt klar zu machen, wo die Forschung einen neuen Hebel anzusetzen hat oder wo der grübelnde Verstand Halt machen muß. Eine innige Vertrautheit mit einer solchen die Herzen bewegenden Frage muß stets angenommen werden, sobald jemand im Stande ist durch poetische Verkörperung ihr eine Art nationaler Weihe zu geben; denn was in Versen ergreift und erschüttert, was die Fähigkeit hat, in der schönen Form noch einmal geboren zu werden, hat damit aufgehört ein Hirngespinnst Weniger, eine Spielerei veralteter Spitzfindigkeit — *antiquae subtilitatis ludibrium* — zu sein; ihm ist der Weg zu dem Gefühlleben Vieler gebahnt, denn wir erleben es innerlich: es muß eine Frage sein, die der Verlauf der Dinge selbst aufgeworfen hat und die uns Alle angeht, selbst wenn sie zu den Fragen gehören sollte, auf die es keine Antwort giebt. In dieser Weise der Lyrik neue Gebiete eröffnen und neue Bahnen weisen, ist aber in unseren Augen ein größeres Verdienst, als an ihr die längst gepflegten, fruchtbeladenen Zweige, wie die Naturdichtung und Erotik immer weiter zu cultiviren. — Welche socialen Widersprüche hier nun allegorisch auftreten, wo auf der einen Seite die verzweifeltsten Repräsentanten von Unglück, Armuth und Unbildung, auf der anderen der Inbegriff von Glück, Reichthum und hoher Geistigkeit kämpfen, das ergiebt sich aus ihren Reden. Die kleine lichte Schaar spricht kurz und bündig die Ansichten des Philosophen Friedrich Nietzsche aus: es sind die heldenhaften Ausnahmemenschen, denen er das Erdreich zugehört hat, die Nietzscheaner, die Befechter des Individualismus. Das große schwarze Heer verbildlicht den Collectivismus und erhebt die Beschuldigungen, die man auch wirklich den Lehren Nietzsche's mit mehr oder weniger Recht entgegensetzt. — Daß es hier Todte sind, gewissermaßen die Manen der Zertretenen, der von den Lieblingen des Glückes verbrauchten Existenzen, mag wol den Sinn haben, dieser Kampf finde am heftigsten im Innern des menschlichen Gewissens statt, indem die Thaten der Vergangenheit sich anklagend gegen die egoistischen Principien des aufstrebenden Lebens erheben. Aus der Tiefe des Herzens hat dann

der Dichter den Gegensatz in die Außenwelt hinausprojicirt; die zwei Seelen in seiner Brust zu zwei feindlichen Heeren umgeschaffen. Woher trotz alledem die Dichtung nicht ganz befriedigt, ist leicht zu ergründen.

Der Poet, wenn er durch die Macht des Gedankens wirken will, darf sich nicht darauf einlassen, den Leser durch lange Definitionen vorzubereiten und vorsichtig zuerst Vorurtheile wegzuräumen, bevor er ans Werk geht, sondern muß alles Dies als bekannt voraussetzen, — d. h. bei dem gebildeten, des Dichters würdigen Leser; — und durch die bloße Nennung oder Andeutung gewisser Anschauungen und Ideenkreise uns mitten hineinwerfen; wo dann die Prämissen des Syllogismus, ohne weitläufig entwickelt zu sein, als anwesend gefühlt werden, und das Geschenk der Muses sein wichtigstes Attribut, den Schein der Leichtigkeit und Mühelosigkeit nicht einbüßt. Und darauf mag der Dichter in Bildern, Parabeln, Metaphern, auf jedem ihm erlaubten Wege vorschreitend, uns zeigen, wie ein kleiner Schritt weiter von diesen allbekannten Vorstufen auf den Gipfel einer ungeahnten überraschenden Aussicht, oder an einen Abgrund führt, in den der Gedanke sich nur schauernd vertieft. Oder — wofür wir am dankbarsten sind, — der zu ziehende Schluß muß in der Ahnung uns so nahe gebracht werden, daß es von Seiten des dichterischen Genius nur noch eines unmerklich leisen Anstoßes, gewissermaßen eines Hauches bedarf, um ihn über die Schwelle des Bewußtseins zu heben.

Bei dieser „Geisterschlacht“ ist es indeß recht fraglich, ob die socialpolitischen Ansichten, die ihr (oder der Philosophie Nietzsche's und den demokratischen Lehren) zu Grunde liegen, so allgemein bekannt oder gar anerkannt sind, so in sich abgerundete Gebiete des modernen Denkens bilden, um ohne Weiteres als stillschweigend zugestandene Prämissen zu dienen. Denn die Voraussetzung, daß die Begriffe: Glück, Reichthum und intellectuelle Vollkommenheit zusammen gehören und zusammen wohnen, und ebenso ihre Gegensätze, ein unentwickelter Geist, Unglück und Armuth, — trifft einfach im wirklichen Leben gar nicht zu: hohe Begabung und Bildung haben mit dem Glück wenig zu thun und fallen mit dem Reichthum fast nur zufällig zusammen. Hier treten bloß Nietzsche's Visionen auf; daher empfinden wir für den Kampf dieser Principien keine rechte Theilnahme. Der Gegensatz, der thatsächlich das Leben beherrscht, nämlich zwischen Selbstsucht und Selbstlosigkeit, wäre freilich in seiner großartigen Allgemeinheit schwer poetisch zu gestalten; und so wird sich der Dichter mehr oder weniger an die Modificationen und Verkleidungen zu halten haben, in denen er bis

jetzt bei Philosophen, Religionslehrern und Politikern, aufgetreten ist. — Solche Bedenken gegen die Wahl des Themas werden natürlich Niemanden veranlassen, die Leistung gering zu achten, die in der poetischen Bewältigung neuer geistiger Strömungen liegt, da doch selbst ein vollständiger Mißgriff — und der Ausdruck wäre hier zu stark, — die Macht des dichterischen Könnens offenbart und zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Wenden wir uns zu dem Gebiete, wo Stern's Lorbeern am reichlichsten sprießen, zu der eigentlichen Gefühlstyrik, der Naturdichtung und Erotik, so kann die Betrachtung seiner Werke hier eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen: die bisherige Anerkennung ist so rückhaltlos und ungetheilt, daß man einfach sagen kann, Stern beherrsche den Geschmack seiner Zeit oder habe ihn getroffen; die Fähigkeit hier und die Empfänglichkeit dort haben sich gegenseitig geweckt und correspondiren mit einander; so daß also eine Besprechung seiner Leistungen nicht nur zeigt, wie er schreibt, sondern daß an seinen Gedichten sich constatiren läßt, worin der Geschmack unserer Zeit besteht, wie man schreiben muß, um den Zeitgenossen zu gefallen. Da erkennt man dann zunächst, wie wenig in diesem Bereiche neue Formen gebildet, und wie fast nur die bereits geschaffenen mit immer größerer Gewandtheit und Eleganz ausgebildet werden.

Man will eine Liebespoesie ohne melancholisches Schwärmen und Winseln; eine elegisch-idyllische Naturbewunderung ohne schwächlich aufgelöste Gefühle, ohne einen Abschluß in schrillen Dissonanzen, ohne Welt Schmerz. Wer heute noch meint, des Weltalls großer Riß gehe mitten durch sein Herz, findet kein Verständniß mehr; ebenso wenig derjenige, der klagt: „Und wem es jußt passiret, dem bricht das Herz entzwei“, denn wir lieben jetzt die unzerbrechlichen Herzen. Nur eine gewisse Tapferkeit und Klüftigkeit der Gesinnung erwirbt das Wohlwollen des modernen Publikums, insonderheit, wo sie es bis zu dem übermüthigen Zauchen der Ueberlegenheit gebracht hat. Auch der religiöse Wimpernausschlag, die Seufzer der Reue und Thränen der Heimathliebe stehen dem Sänger gut zu Gesichte, geben ihm Relief und verpflichten zu nichts. Weßhalb soll man sich irgend eine Gattung von schönen Gefühlen entgehen lassen, wenn man sie verwenden kann? Dabei beschränkt sich die Naturschwärmerei längst nicht mehr auf einzelne Jahreszeiten und conventionelle Scenerien; die Wandelbarkeit des Dichters muß im Stande sein, allem, was ihm auffällt, eine flüchtige Liebe zu widmen; man muß Enthusiast sein aus Grundsatz.

Wir geben eine Probe von Sterns Liebespoesie: „Gabriele“ (Ausgewählte Gedichte S. 194).

Lasse mit blutenden Rosen bedecken
Sanft deiner Glieder hell schimmernde Pracht!
Will dich aus wonnigem Schlummer erwecken,
Liebchen, nach selig durchtändelter Nacht.
Fluthender Lichtstrom und thauige Rosen —
Zärtlich flüstert der zuckende Mund:

Tu m'étouffes sous de roses!

Lieblich erwacht das entschlummerte Leben,
Reibt sich den Schlaf aus den Augen und lacht;
Flüchtigen Flugs durch die Boulevards schweben
Huschende Flügel. — Paris ist erwacht.
Leicht, wie ein Duft von Veilchen und Rosen,
Haucht es über die Tuilerien:

Tu m'étouffes sous de roses!

Die anderen längeren Gedichte dieser Gattung zeigen zum Theil eine noch höhere Vollendung und kräftigere Leidenschaft; z. B. in den „Ausgewählten Gedichten“ S. 190 „Leocadie“ und Seite 205 „Viola“, in den „Nebensonnen“ S. 56 „Eva“; und in allen ist die Liebe durchaus sinnlich, also aufrichtig. Unter den Naturpoesien mögen einige der kürzesten von dem eminenten Grade der modernen Kunsttechnik eine Vorstellung geben. „Ausgewählte Gedichte“ S. 54:

Andacht am Meere.

Ein in Schlaf versunkner Löwe,
Sonnensitternd träumt die Welt;
Fern im Meer gleich einer Mäwe
Schwebt ein Segel, sanft geschwellt.

In Milliarden Sonnenfunken
Schillert spiegelblank die Fluth;
Weit hinaus ergießt sich trunken
Abendgold in rother Gluth.

Unter den erhitzten Sohlen
Anirschen Muscheln in dem Sand;
Seufzerhaft, verträumt, verstoßen
Kraucht ein Wellchen an den Strand.

Jrgendwo im Meereschooße
 Raßt sich auf der Abendwind;
 Durch das stille, riesengroße,
 Blaue Weltmeer haucht es lind.

Abendandacht auf dem Meere
 Glüht in stummer Majestät;
 Gottes loderende Altäre
 Rufen mich zum Nachtgebet.

Aus derselben Sammlung Seite 17:

Glühend im goldenen Abendschein
 Ruhen die Wiesen und Wälder;
 Frischer Athem aus schattigem Hain
 Streift über wogende Felder.
 Bläulich wiegt sich im duftigen Hauch
 Blühender Flachs in der Kunde —
 Sehnennde Seele, nun ruhe du auch,
 Freu dich der friedlichen Stunde!

Glühend im goldenen Abendschein
 Schwanfen die wallenden Halme;
 Auf das dämmernde Erdensein
 Neigt ein Engel die Palme.
 „Heilige Scholle, schenke uns Brod!“
 Beten die Kinder der Erde;
 Gott im scheidenden Abendroth
 Haucht fein unsterbliches Werde!

Mag auch unter der Glätte der Form bisweilen der Inhalt verschwinden; immerhin fordert die Melodik dieser hinreißenden Rhythmen auf, an solchen Gedichten Studien des Wohllauts anzustellen, den belebenden Wechsel aller Vocale und Diphthonge im Reim, die Bevorzugung der vollen, kräftigen Vocale „a“ und „o“ vor dem im Deutschen leider so häufigen matten „e“ und dem spitzigen „i“ zu beachten. Bei maassvoll mitwirkender Alliteration sind unter den Consonanten die eine leichte Bewegung symbolisirenden Liquida „r“ und „l“ besonders charakteristisch für die Harmonie von Gehalt und Darstellungsweise verwandt worden; in der ersten Strophe auch das „hl“, „fl“ und „fr“, das, wenn wir uns hier in Muthmaßungen ergehen dürfen, einen milden, rasch überwundenen Widerstand lautlich abbildet.

Diese Berufung auf Hypothesen der Linguisten und Lautphysiologen wird Niemand für eine erschöpfende Wiedergabe dessen halten, was uns eigentlich an Sterns Eurythmie entzückt. Wer meint denn auch dadurch des Dankes gegen den Künstler quitt zu sein! — Ueber welche reiche Fülle von bald einwiegenden, bald aufrüttelnden Melodien des Tonfalls unser Autor verfügt, bewundern und genießen wir erst nach Gebühr bei der Vergleichung einer Reihe von Dichtungen. Es sei daher gestattet, noch eine anzuführen („Ausgewählte Gedichte“ S. 88):

Die Sonne gleitet längs des Weinbergs Wand,
Im Abend lächelt schlummerschön das Land.

In purem Golde glüht das junge Laub,
In Apfelblüthen tanzt der Sonnenstaub.

Und Schatten klimmen über Wald und Klee.
Ein Silberpiegel, lächelnd träumt der See.

Und wie im West das Abendroth verglüht,
Ist dunkelschön der Sternenfelsch erblüht.

Die Wimper sinkt, die Schleierdecke fällt,
Und Friede duftet in die müde Welt.

Schon diese wenigen Muster drängen zu einer Beobachtung, die bei fortgesetzter Lectüre Stern'scher Gedichte sich immer wieder bestätigt:

Die moderne Sprache hat einen Hang zur Vereinfachung des Stiles, der so weit geht, daß in manchen Gedichten (z. B. „Ausgewählte Gedichte“ Seite 173 „Gottfried Keller“ und Seite 197 „Ahnung“ und vielen anderen) jede Zeile für sich einen Satz bildet, also nur noch Hauptsätze existiren; auch die einfachsten Nebensätze, indirecte Rede und Relativconstruktion kommen somit in den meisten Poesien garnicht mehr vor; häufig aber wird das elliptische Aneinanderreihen von Hauptworten ohne Zeitwort. Es liegt freilich im Wesen der menschlichen Rede, daß bei allen Völkern und von jeher die Poesie sich eines einfacheren Satzbaus befleißigt hat, als die gebildete Prosa. Wer sich aber die Mühe nimmt, von dem complicirten Gefüge Shakespeare'scher Sonette und von Bürgers besten Schöpfungen (z. B. „Heloise an Abailard“) bis zu den Gesängen unserer Tage den Weg zu durchlaufen, sieht deutlich den rapiden Fortschritt bis zu einem lyrischen Telegrammenstil, der dem Geiste des Zeitalters, wo man wenig Zeit hat, der feuchenden Eile unseres Jahrhunderts so ganz entspricht, wie die aus Aphorismen zusammengesetzten philosophischen Werke, und durch

seine Kürze den Vorzug bietet, daß ich bereits bei der dritten Zeile das volle Recht habe zu vergessen, was in der ersten Zeile stand. Denn jede Zeile bringt etwas Frisches und Apartes, fügt aber für den Leser, der doch etwa zufälligerweise die Gewohnheit des langen Gedächtnisses haben möchte, einen kleinen Strich oder ein Farbtüpfelchen nach dem anderen zu dem ganzen Bilde. Außerdem erweckt diese moderne Kurzathmigkeit zuweilen noch die vortheilhafte Vorstellung eines Andranges überwältigender Leidenschaft. Je einfacher übrigens die Lyrik in grammatischer Beziehung wird, um so künstlicher wird sie in malerischer; und hier hat man vielleicht mit Recht Stern den bedeutendsten lyrischen Farbenkünstler der Gegenwart genannt. Die verschiedenen Mittel, denen er solche Erfolge verdankt, wird man deshalb nicht für eine Vergrößerung ästhetischer Aufgaben oder ein Herabsinken in niedere Sphären halten, weil sie mehr oder weniger darauf gerichtet sind, die Sinnewelt zur Hilfe zu rufen; denn zwischen Aesthetischem und Sinnlichem läßt sich überhaupt keine feste Grenze ziehen; und mit dem Ausdruck „grob sinnlich“ drücken wir eigentlich nur die Verlegenheit aus, in die wir gerathen, sobald es gilt, die Sinnlichkeit, die wir von der Kunst verlangen, von der Sinnlichkeit, die wir ablehnen, zu unterscheiden.

Einer der Kunstgriffe in dieser malerischen Wirkung, Das, was man im engeren Sinne die Farbenpracht nennt, besteht, wie sich an Sterns Werken beobachten läßt, heutzutage darin, daß in geeignetem Wechsel der Reihenfolge lauter angenehme Dinge genannt werden, d. h. Dinge, die angenehm zu sehen, zu hören oder zu riechen sind; dann muß die ob schon dumpfe Rückerinnerung an diese bunte Musterkarte von abgelesenen Sinnesgenüssen — wofern sie nur einigermaßen zusammengehören — schließlich doch auch eine angenehme Gesamtwirkung hinterlassen. Nicht das Auge allein, sondern alle Sensorien sind in der Vorstellung sanft gereizt worden. Ganz und gar hat die Gefühlsdichtung diesen Sinneskugel freilich niemals entbehren mögen; allein der ältere Brauch bestand doch mehr in einer gewissen objectiven, scheinbar fast gleichgültigen Zusammenstellung von solchen Zügen aus der Natur, welche die Phantasie dazu anregen, sie zu einer Totalität zu ergänzen. Dabei konnte oft der einzelne Zug in Hinsicht der Sinnlichkeit werthlos sein; der Dichter schien sich wenigstens hierum nicht zu kümmern; wenn nur die angefachte Selbstthätigkeit der Imagination dem Leser oder Hörer zu der eigenthümlichen Freude am Bilden verhalf: plastisch nennt man deshalb den Eindruck solcher Schilderungen. — Also

die einzelne Linie brauchte nicht immer schön zu sein, denn sie hatte ihre Bedeutung im Ganzen; und zwar so, daß zum Ganzen auch die vorstellenden Kräfte in uns hinzugerechnet wurden. Die neue Methode, bei der an Stelle des Umweges durch ästhetische Perception eine directere Einwirkung auf die Sinneswerkzeuge getreten ist, führt aber — wie man gestehen muß — leichter und sicherer zum Ziel. Sicher, aus demselben Grunde, aus dem das Lesen eines Menu manchem Behagen bereitet, und aus dem orientalische Märchen dem Volke und Kindern schon dann immer wohlgefallen, wann recht viel Ducaten, goldgestickte Kleider, Sorbet und eingemachte Früchte vorkommen. Eine Musik, in der lauter so liebe Worte sich aneinander reihen, wird doch meistens schön gefunden. Daher ergözen wir uns auch bei folgenden Versen von Stern:

Der Frühlingsregen trieft mir auf's Haupt,
 Ein Falter umgaukelt den Wein;
 Die jungen Buchen stehn hell belaubt
 Und sprühen in Glanz und Schein. („Nebensonnen“ S. 38.)

Denn der um das Weinlaub flatternde Schmetterling ist gewiß eine hübsche Vorstellung und besonders erquickend für den armen Großstädter. Gern vergißt man dabei den Anachronismus, daß im triefenden Regen der Falter nicht „gaukelt“, sondern still sitzt und sich verkriecht. Ist er nur nebst recht viel anderen bunten Dingen an dem Leser vorübergeflogen, so entscheidet man, das Gedicht sei farbenprächtig: ein Costümfest bei bengalischer Beleuchtung!

Die Hauptsache in aller Lyrik bleibt jedoch immer die psychologisch berechnete Gemüthsbewegung, deren Verfahrensweisen sich ebenfalls besonders bequem an Sterns Hervorbringungen studiren lassen.

Zur akademischen Correctheit des echten Naturgedichts gehört es, daß erstens einzelnes Reale gegeben und dann zweitens ein Schritt hinüber gethan werde zum Allgemeinen, zu dem um uns und über uns waltenden Reich des Idealen: gewissermaßen die Nuganwendung, die Deduction aus den Bildern der Wirklichkeit. Je näher dem Interesse und Gefühl eines jeden, um so ergreifender ist dieser Hinweis. Deutlich ausgesprochen zu werden braucht deswegen aber bekanntlich noch nicht dieses Ausklingen in den Saiten des Herzens: des Lyrikers höchste Leistung ist eben — wie meist bei Göthe — das bloße Anregen der Seele zum Durchfühlen der höheren Idee, die selbst unausgesprochen bleibt. Denn erst dabei wird der

Leser sich einer divinatorischen Thätigkeit seines eigenen Geistes bewußt: er erräth die congenialen Schwingungen der Dichterseele; und daß ihm Das gelungen ist, erhebt ihn. Bei diesem Proceß erscheint leicht der so erschlossene abtractere Gedanke als etwas Unfängliches, als etwas, das zu sublim und heilig ist, um von menschlichen Lippen mit schlichten Worten gesagt zu werden; als etwas, das zu subtil und zart ist, als daß die profanen Ausdrücke der Sprache es fassen könnten: nur im Echo des Herzens lebt es. Am feinsten scheint es uns, wenn ein leiser Ton dieser Sphärenmusik durch das ganze Gedicht mitklingt; am frappirendsten aber jedenfalls, wenn die Wirkung auf den Schluß verlegt wird; weil das dem wirklichen Verlauf der lyrischen Stimmung wol auch am ehesten entspricht: der schwärmende Blick zieht dahin über die Erscheinungen der Natur, wie sie um ihn ausgebreitet sind; und dann erfolgt — immer nach dem Schema von Göthe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ — die Heimkehr in die eigene Brust. — Die Emphase, die stärkste Partie, mag mitunter erfolgreich wohin anders als an den Schluß gesetzt werden; den allgemeinsten Gedanken als Facit des Ganzen, ist es rathsam, immer an die letzte Stelle zu placiren.

Da jeder, der Verse macht, längst bemerkt hat, wie sehr die Wirkung lyrischer Ergüsse von der Einhaltung obiger kleiner Regeln abhängt, so gehört es jetzt zur Mechanik der Poeterei, nicht aber zur sog. „Wahrheit der Empfindung“ den Schlusseffect richtig zu formiren. Nämlich — um präciser zu reden — entweder so, daß im Verlaufe der Dichtung zuerst nur einzelne Bilder, Thatsächlichkeiten aufgeführt zu werden scheinen, und dann zuletzt, wie mit einem Blitzstrahl das ganze vorhergegangene Gemälde beleuchtet, der Zusammenhang der einzelnen Theile hergestellt wird und so mit einem Male der Sinn des Ganzen herausspringt. Solch ein Gedicht kann bisweilen auf ein einziges Wort aufgebaut sein. Oder es ist so, daß schon mit dem Fortschritt der Dichtung die Obertöne erkennbar mitklingen, in allmählicher Steigerung anschwellen; gleich als ob das Gähren in der Brust des Dichters — und des mitfühlenden Lesers — von Stufe zu Stufe gewaltiger werde und zuletzt nicht wie im ersten Falle eine Ueberraschung, ein elektrischer Schlag erfolgt, sondern in einem allseitig vorbereiteten schönen allgemeinen Gedanken (wie bei Schillers „Idealen“) die Wellen sich wieder glätten.

Diese letztere Art von Naturgedichten richtig aufzubauen, gelingt viel schwerer, weil sie den Jünger Apollo's zwingt, von Anfang an und in

jeder Strophe Gedanken zu haben und etwas Bedeutsames zu verkünden; sie steht aber bei uns nicht so hoch im Preise, weil sie die Nerven nicht so erschüttert. Hingegen die erste Methode bietet den wichtigen Vorzug, daß man in der Schilderung mancherlei Bilberchen, Lichtreflexe und Farbensflecke unterbringen kann, für die man sonst keine Verwendung hat; gesetzt, daß nur zuletzt ein großer Spruch erfolgt. Denn wenn es bei Stern, wie wir sahen, zum Schluß heißt:

„Gottes lodernde Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet“,

wer wagt dann in diesem heiligen Augenblicke, beim Anlegen solchen hieratischen Ornaments zu forschen, ob jeder vorhergehende Vers der Andacht richtig praeludirt hat? Ja selbst wenn, wie in der „Waldschmiede“ („Ausgewählte Gedichte S. 256) die Schlußworte: „Und im Herzen da dehnt sich ein Sehnen“, durch nichts von Allem, was vorausging, gerechtfertigt sind und ebenso gut jedem beliebigen anderen Landschaftsbilde hätten angehängt werden können; so fragt sich der nachsichtige Leser auch hier kaum, wo die Andeutung aufhört und das Nichtsbedeuten anfängt, sondern sagt: „Gott sei Dank, daß es sich wenigstens jetzt im Herzen dehnt! es wäre mühsam gewesen, das alles unter einen Nenner zu bringen; jetzt aber ist es entschieden stimmungsvoll!“

Eine Calculation der Gedichte auf den starken Eindruck, den die letzten Worte machen sollen, ist auch bei einem anderen baltischen Dichter der Gegenwart, bei Christoph Mickwitz sehr hervorstechend. An ihm, besonders aber an Stern, der diese Vorschriften noch consequenter einhält, läßt sich beobachten, wie empfehlenswerth es ist bei den großen Sentenzen, welche die Stimmung machen sollen und mit denen der Dichter sich jedesmal verabschiedet, einen der erhabensten Begriffe, ein Ziel unsrer Sehnsucht anzubringen, z. B. die Worte „ewig“ oder „unsterblich“ einfließen zu lassen. Da sich doch nicht alles citiren läßt, wollen wir zum Belege dafür nur aus den ersten neun von Stern's „Ausgewählten Gedichten“ die letzten Worte anführen.

Seite 2 O Ewigkeit, dein kalter Ruß!

Seite 4 Schau euch ewige Sterne, spielend im Wellentanz;
Doch wie so ferne, so ferne strahlt euer Glanz!

Seite 8 Und zurück in Ewigkeit.

Seite 11 Traumschön das Urbild der Unsterblichkeit.

Seite 13 Trage die duldbende Seele in's Weltall!

Seite 14 Und taumeln in die Ewigkeit.

Seite 16 Wälzt sich deine Welt im ew'gen Raum.

Seite 17 Haucht fein unsterbliches Werde.

Seite 19 Zur ewigen Ruhe geh'n. u. s. w.

Unter neun Gedichten ist also nur eines, das nicht mit „ewig“ oder „unsterblich“ schließt. Ähnliche Resultate würde eine Statistik auch bei den späteren Sammlungen Stern'scher Gedichte liefern.

Häufig werden herrliche poetische Wirkungen zum Abschluß der Naturbetrachtung oder Reflexion durch Das erzielt, was man in der Stilistik Prosopopöie nennt, also durch die Personification resp. Verkörperung entweder eines abstracten Begriffes oder eines unbelebten Gegenstandes; etwa eines Gegenstandes, der vor kurzem im Verlaufe der Schilderung in seiner eigentlichen Bedeutung genannt worden ist und nun — durch die Metonymie — ein Doppeldasein gewinnt. Auch in diesem Verfahren erweist sich Stern als ein Meister und versteht es oft schon im ganzen Flusse des Gedichtes mit Feinheit und Geschick auf diesen Ausklang vorzubereiten. Nur die Lecture zahlreicher Dichtungen könnte, was wir meinen, hinreichend erläutern; da wir den Dichter doch nicht so ausplündern dürfen, führen wir als Nothbehelf einige Schlußverse an. Aus „Nebensonnen“ S. 19:

Schwebend durch den fernen Raum,

Scheu auf weichen Sohlen,

Staunend hat sich mir der Traum

Tief in's Herz gestohlen.

Aus dem „Ersten Frühling“ Seite 23:

Und über knisternden Meeresand

Streift hinter mir unverwandt

Als ein grauer schleppender Seidenflor

Die Keue, daß ich mich selbst verlor.

Aus den „Ausgewählten Gedichten“ Seite 64:

Klirrend springt das dunkle Thor

Von dem Blüthenregen,

Und hinein im Jubelchor

Rauscht der Frühlingsegen.

Seite 169:

Ich schreite längs dem Wiesenfaum

In Thau und Sternenschein;

Tief aus dem See ein holder Traum
Staunt mir in's Herz hinein.

Seite 29:

Weit, wie in Orgelklängen, schwimmt
Im Frühroth mein Gedicht;
Denn wo der Geist die Saiten stimmt,
Da jauchzt das ew'ge Licht.

Jetzt entsteht vielleicht die Frage, ob das, was hier geschah, auch zulässig ist? Heißt das nicht zerpflücken, zerstückeln, aus dem Zusammenhange reißen? Darf man an dem Herzen des gebenedeiten Sängers so unehrerbietige Secirübungen anstellen? — Abgesehen davon nun, daß hierbei hauptsächlich der Geschmack der Zeit eruiert werden soll, kommt es eben darauf an, ob die Schlußworte wirklich aus dem Vorhergehenden herausgewachsen, das Ganze aus einem Gusse geschaffen ist, oder ob diese jedesmalige letzte *captatio benevolentiae* bisweilen und öfter mehr äußerlich wie eine Verzierung angeleimt ist. In diesem schlimmen Falle hätte der Dichter es sich selbst zuzuschreiben, wenn Das, was nicht organisch verbunden war, von der Kritik gelöst und „*dissecta membra poetae*“ vor dem Publicum ausgebreitet worden. Er hatte dann vermuthlich selbst nicht scharf genug auf das Flüstern des Genius gelauscht, sondern aus seinem Vorrath, aus dem Zettelkasten mit der Bigarette „Schlußeffecte“ das Passende herausgesucht.

Zugestanden wird so etwas selten, allein das Experiment der Rechenprobe, ob es einem Dichter passiert ist, wäre möglich und bestände darin: zuzusehen, ob sich wol diese Schlußeffecte von ungefähr bei zwei Gedichten vertauschen lassen. Z. B. das Gedicht auf Seite 51 („Ausgewählte Gedichte“) schließt mit den Worten:

Zur Seele spricht im Traumgesicht
Der Heimath Klang;
Du Quellenlicht im Weltgedicht,
Dir gilt mein Sang!

Nun wäre es nicht ganz so hübsch aber doch auch erträglich, wenn wir sagten:

Zur Seele spricht im Traumgesichte
Der Heimath wunderholder Sang;
Und auch der Sehnsucht leises Fallen
Es ist im Weltgedicht ein Klang.

Hiermit haben wir jedoch den Schluß eines anderen Liedes an die Stelle gesetzt, nämlich von Seite 20 l. c., wo die letzten Worte lauten:

Und auch der Sehnsucht leises Lallen,

Es ist ein Klang im Weltgedicht.

Solche Verwechslungen der letzten Verse lassen sich bei Stern leicht in Menge vornehmen, wenn man sie nur dem verschiedenen Rhythmus und Reim ein wenig anschmiegt. Manchen Dichtungen läßt sich auch eben so gut ein ganz anderes Ende geben. In dem „Sonntagmorgen am Zürichsee“ (Ausgewählte Gedichte“ S. 157) heißt es sehr begeistert von der zweiten Heimath des Dichters:

Goldne Sonne, Glockenklänge, zitternd auf dem blauen See,

Grünbelaubte Bergeshänge, Gärten tief im Blüthenschnee;

Weißes Segel auf der klaren, unergründlich tiefen Fluth,

Fern die ew'gen wunderbaren Alpen in der Morgengluth: —

Alles habt ihr Schweizerjöhne, was ein Dichterherz begehrt, —

Wahrt nur eure beste Schöne, haltet eure Freiheit werth!

und zum Schluß der ersten Hälfte des Liedes ist ebenfalls von Freiheit die Rede, aber ebenso willkürlich; daher wollen wir nicht untersuchen, ob es nöthig war, daß unser junger Landsmann der alten Republik diese ernste Mahnung zurief, sondern statt des Appells an die Freiheit folgenden Schluß proponiren:

„Alles habt ihr Schweizerjöhne, was ein Dichterherz begehrt, —

Dank, daß alles dieses Schöne, ihr zur Heimath mir bescheert!“

Oder etwa:

„Zu besingen all' dies Schöne, bin ich bei euch eingekehrt.“

Derartige Versuche, dem Dichter nachzuhelfen, wird mancher für ebenso überflüssig erklären, wie folgende Verse, mit denen ein Philosoph Goethe's „Erkönig“ vervollständigen, gewissermaßen mit einem visum repertum versehen wollte.

Und als sie dann zu Hause gar

Nachseh'n, was dem Kinde geschehen war,

Da fand es sich, doch allzu spät,

Daß ihm der Hals war umgedreht.

Es ist aber doch nicht ganz dasselbe; denn der Umstand, daß solch ein willkürlich variabler Abschluß der Betrachtung sich bei Stern an nicht

wenige Gedichte ansetzen läßt, weist auf eine Eigenthümlichkeit des heutigen Geschmacks hin und kennzeichnet überhaupt das Compositionsprincip unserer Naturdichtung, nämlich das — auch auf dieses Gebiet ausgedehnte — durchaus moderne Princip der Arbeitsheilung: einen wichtigen Fortschritt der Technik. Etwas anderes ist es, die photographische Aufnahme des Landschaftsbildes vollziehen, und wieder etwas anderes, den zu beherzigenden Vers drunter setzen. Das eine Mal ist man mehr zur Malerei aufgelegt, das andere Mal zu Sentenzen. Weßhalb sollen also nicht die Zeiten, die Stimmungen und zur Noth die dichtenden Köpfe in beiden Fällen verschieden sein?

II.

Victor von Andrejanoff¹⁾ erinnert in seinen Dichtungen vielfach an seinen Zeitgenossen Moriz von Stern; auch seine besten Leistungen gehören der Naturdichtung und Erotik an; auch er bekennt sich in ihnen zu einem aufgeklärten Pantheismus; nur daß die Ueberzeugungen in seinen Poesien eine bestimmtere Färbung gewonnen haben und sich dem Geiste der indischen Religionen nähern: einem Geiste, der offenbar durch die Beschäftigung mit der indischen Sprache dem Dichter heimisch geworden ist. Als Beleg möge folgende Stelle dienen („Ein Büchlein Lyrik“ S. 73):

In den Millionen Sternen, die am Himmelszelte brennen,
 Wie im kleinsten Wassertröpfchen lerne du dich selbst erkennen!
 Aus dem gleichen Stoff gewoben ist, was ist, im Weltenall,
 Und derselbe Geist durchzittert Menschenherz und Sonnenball.
 Aus des Thieres stillem Auge winkt er dir unhörbar zu,

¹⁾ Victor von Andrejanoff's Werke.

- 1879 Dichtungen.
 1880 Am Kaiserfisz. Localfatire in Versen. (Pseudonym: Livonius.)
 1880 Julian der Abtrünnige. Epische Dichtung.
 1881 Dem Zar-Befreier, Requiem.
 1882 Zum Licht! (Gedichte.)
 1884 Eisenbrautfahrt, Märchen.
 1884 Chopin, Sonnette.
 1886 Ein Büchlein Lyrik.
 1887 Die Religion des Erbarmens, nebst Anhang von Gedichten.
 1890 Neue Weisen (Gedichte).
 1892 Beethoven, Dichtung von Wsewolod Tscheschichin, deutsch von Victor von Andrejanoff.
 1893 Aus der Stadt und vom Strande. (Gedichte.)

Flüstert aus des Waldes Wipfeln, aus der Quelle: „Das bist du!“

Diesen Geist, den ew'gen hehren, der den todten Stoff belebt,

Vern als „Gott“ begreifen, ehren, wo er immer wirkt und webt!

Wenn aber in mancher Beziehung und besonders in dem äußeren Erfolge seiner Wirksamkeit Andrejanoff hinter Stern zurückgeblieben ist, so hat man Dies gewiß nicht allein der ursprünglichen Begabung zuzuschreiben, sondern auch den verschiedenen Umgebungen, socialen Einflüssen und Lebensschicksalen. Unsere nordische Heimath mit ihrem trüben Himmel, ihrer kargen Vegetation und ihrem rauhen Klima: wie wenig fordert sie dazu auf, in schwärmerischer Bewunderung die Herrlichkeit der Schöpfung zu besingen? Wie schwer ist es zu vermeiden, daß die Producte langer Winternächte gleich Kellergewächsen einen bleichen Schimmer bekommen, daß die Laute in der Stille einer einförmigen Natur monoton klingen? Wie darf man erwarten, daß aus solchem Boden die drängende Fülle und Mannigfaltigkeit glücklicherer Zonen hervorsproßet?

„Maßen die Hindin keine Löwen säugt,

„Noch auch die Taube Falk und Adler zeugt,“

(Chè la damma non genera il leone,

Nè le colombe l'aquila o il falcone) würde Ariosto sagen.

Noch wichtiger und förderbarer ist wol für das junge Talent Das, was im eigentlichen Sinne Anregung genannt wird und was der Künstler der baltischen Provinzen kaum vom Hörensagen kennt. Die Menge der Fachgenossen, die den Schriftsteller dort „draußen“ umgiebt, die ungezählten Brüder in — ja wie heißt der Gott der Tinte? — mit denen er dort bald in freundlichen, bald in feindlichen Contact geräth, gehören im Ganzen genommen nicht gerade zu den „besten Kreisen.“ Es ist oft so etwa die Gesellschaft, die bei Gottfried Keller („Die mißbrauchten Liebesbriefe“) den strebsamen Victor Störteler so herzlich im Wirthshaus empfing, und die von einem so einsichtsvollen Kellner bedient wurde. Manchem soliden Anfänger mag in diesen gemischten Regionen eigenthümlich zu Muth werden, und er murmelt wol resignirt den Hexameter: *furfure se miscens porcorum dentibus estur*; denn das ist das caudinische Joch, das der junge Literat meistens passirt. Aber auch hierbei fehlt es nicht an Anregung; Talente und künftige Ritter vom Geiste kommen gewiß auch in dieser Gesellschaft vor, und selbst der Zank und Hader im Wettbewerbe wirkt belebend, übt Kritik, schärft den Blick für kleine Mängel, für die Anforderungen der öffentlichen Meinung und spornt den aufwärts strebenden Dichter bei Allem,

worin er sich versucht, das Aeußerste zu leisten, was ihm nur irgend möglich ist; während es bei uns wol kaum vorkommt, daß der Künstler zu einem Gedankenaustausch mit Seinesgleichen Gelegenheit hat und nur gerüchtweise im Publicum verlautet, dieser oder jener „dichte“. Eine gewisse verschämte Sprödigkeit der Gesellschaft übt außerdem unvermerkt einen Druck auf den Literaten. Denn wo nicht jeder reden kann, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, kann auch nicht jeder schreiben, wie ihm die Feder läuft: der Redner, wenn er seine Sache versteht, darf nicht über die Köpfe der Versammlung hinweg reden, sondern muß die Beschaffenheit des Publicums, an das er sich wendet, im Sinne behalten. Ebenso, mag nun der Schriftsteller sich davon Rechenschaft ablegen oder nicht, er wird immer, wenn er überhaupt schreibt um jemals gedruckt zu werden, von dem Gedanken an sein Publicum beeinflusst; von dem Gedanken an Das, was dieses Publicum vertragen kann und wovon es verlegt wird. Auch dieser stille Gedanke — oder sollen wir ihn ein instinctives Tactgefühl nennen — trägt dazu bei, den baltischen Künstler in der Freiheit seines Wirkens zu beengen. Im Auslande dagegen mag wirklich jeder schreiben, wie ihm gutdünkt: er wird immer irgend ein Publicum finden, dem diese Kost gerade mundgerecht ist. Das ist der Vortheil der Freiheit, der den Künstler allerdings manchemal erröthen läßt, über Das, was irgend einmal seiner Feder entfuhr, der ihn jedoch im Allgemeinen nicht hindert, später mit gereiftem Geschmacke unter den Gährungsproducten seiner Jugend eine so geschickte Auswahl zu treffen, wie z. B. Stern, als er in seinen „ausgewählten Gedichten“ alle bisher erschienenen werthvolleren Erzeugnisse vereinigte.

Stellt man die Werke von Stern und Andrejanoff einmal neben einander, so kann man nicht umhin, die ganz praktische und daher anstößige Seite des Literatenthums zu berühren: sie öffnet uns erst die Augen über Das, was zum Erfolge nöthig ist. — Wie dürftig nehmen sich nun neben der glänzenden Ausstattung von Stern's zum Theil sogar illustrirten Prachtbänden, die bescheidenen, schwindstüchtig dünnen Heftchen aus, in denen die inländischen Verleger Andrejanoff's Gedichte veröffentlicht haben! Erst im Auslande weiß der Verleger seines Amtes zu walten und den allmächtigen Hebel der Reclame anzusetzen; dort schickt man beim Erscheinen der Schrift hunderte und aber hunderte von Freieremplaren an Zeitungen, Zeitschriften und Kritiker, ja man schickt ihnen selbst Bettelbriefe in's Haus, damit sie sich nur „äußern“. Wie gut sich Stern's Verleger darauf verstehen, die Lärmtrommel zu rühren, ist daraus zu sehen, daß fast jedem Bande seiner Werke

ein dickes Convolut von panegyrischen Besprechungen seiner Erzeugnisse angeheftet ist, wie sie in verschiedenen Journalen erschienen und von dort abgedruckt worden sind. Ja sogar an den Verfasser gerichtete Privatbriefe schmeichelhaften Inhalts werden dort veröffentlicht. Wie peinlich muß unserem jungen Landsmann dies marktschreierische Gebahren der Verleger sein; denn der Balte ist doch von anderem Schrot und Korn und ehrt die altlivländische Devise: *Nec quid temere, nec quid timide.* — Doppelt peinlich muß ihn das berühren, da einige seiner Schriften in einem Verlage erschienen sind, welcher sich „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz“ nennt; so daß der Unkundige zu dem Gedanken verführt werden könnte, der Dichter sei selbst sein Verleger und Herold gewesen.

Alle diese Vortheile hat Andrejanoff entbehren müssen; und einzusehen, was ihm damit entgangen, wäre, glaube ich, richtiger gewesen, als, wie er es thut, über die Theilnahmlosigkeit des baltischen Publicums zu klagen. In jedem Falle wird das baltische Publicum ihm dankbar sein, daß er sich durch die Mißgunst der Verhältnisse nicht hat entmuthigen und davon abhalten lassen, an der Ausbildung seiner dichterischen Eigenart zu arbeiten und die Heimath mit den zarten und anmuthigen Schöpfungen seiner Muse zu erfreuen. Zartheit und Anmuth läßt sich freilich nicht von Allem rühmen, was Andrejanoff geschrieben hat. So sehr auch bei der gediegenen Bildung und dem hohen Fluge der Gedanken, die unsern Dichter kennzeichnen, seine Neigung zur Reflexionspoesie Anerkennung und Förderung verdient, so kommt es uns doch so vor, als ob sie bisher noch keine ganz reifen Producte aufzuweisen hätte, als ob seine Phantasie hierzu noch nicht ganz flügge wäre, als ob es ihm bisher noch nicht gelungen wäre, seine Ideen so spielend leicht wie Stern anschaulich (d. h. sinnlich und lebendig) zu gestalten. Zum Theil mag dies daran liegen, daß Andrejanoff's Probleme mitunter tiefer sind. Wir geben als Probe („Aus der Stadt und vom Strande“ S. 18) eine Stelle aus einem längeren Gedicht:

Ich glaube nicht an solche Utopie,

Wenn ich sie auch bewundern kann und lieben.

Mir sagt der Sterne ew'ge Harmonie

Von flug und stark beherrschten Einzeltrieben.

Der Sirius wird zum Orion nie,

Was er einst war, das ist er stets geblieben.

Groß ist's und echt, das Ich sich zu erhalten

Im Kampf mit allen kosmischen Gewalten!

Doch schön ist's, Ruh nach solchem Kampf ersahnend,
 In's Golde Du, in's All hinabzutauchen,
 Sich Eins mit Sonne, Mond und Sternen wahnend,
 Im Aether seine Seele auszuhauchen!
 Die Sternennpfade, grenzenlos sich dehnend,
 Bis sie gleich Wölkchen Dampfs verwehn, verrauchen,
 Sind Runenschrift von meinem Doppelwesen:
 „Allsein und Schsein“ steht darin zu lesen. . . .

Als durchgehender Zug, welcher Andrejanoff's Dichtungen charakterisirt, tritt eine Neigung zur Weltflucht hervor, oder — noch mehr — eine unwillige Abkehr von dem irdisch menschlichen Treiben in der Gestalt, wie es thatsächlich beschaffen oder dem Verfasser bekannt geworden ist. Es ist, als ob zwischen dem Geiste, aus dem diese Lieder geboren sind und jeder sinnlichen Wirklichkeit als Culturproduct ein unverföhnlicher Zwiespalt eingerissen wäre, der es dem Dichter auf vielen Gebieten unmöglich macht, aus dem bunten und oft trüben Gewirr der Erscheinungen unserer Bildungswelt das Unvergängliche siegreich herauszuheben und den unreinen irdischen Stoff zu werthvollen Symbolen eines unsichtbaren höheren Seins zu verklären. Eine ähnliche Stellung zum Leben kam zuweilen bei den Anhängern der sogenannten romantischen Schule vor; so schreibt Karl Zimmermann in dem Vorspiel zu seinem „Tristan und Isolde“:

Die Welt, die draußen sich vermiszt,
 Gehört nicht eigen mir, das wißt.
 Ich lasse die da draußen schalten,
 Läßt sie die meine mich behalten;
 Die draußen führt ein laut Geschrei
 Und regt viel tausend Arm' und Hände;
 Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
 Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,
 Indefß, vollendet im Gemüth
 Vom Urbeginn, die andre blüht!

Die Wunderros' im Wunderthale,
 Gefüßt vom ersten Sonnenstrahle! — . . .

Diese Stimmung scheint jedoch bei den Romantikern eher zu dichterischen Zwecken künstlich erzielt und somit nur zeitweilig angenommen, als im Naturell begründet zu sein.

Gewiß nicht alle Gebiete verschließt dem Dichter diese Weltentfremdung, aber doch sehr viele; denn so oft uns auch Andrejanoff, gleichsam sich selbst ermannend, versichert: er flüchte aus der irdischen Gemeinheit und vor der „blöden Menge“ in das beseligende Reich der Formen, Farben, Düfte und holden Klänge, in das Reich der Schönheit und finde dort sein Glück; so darf man doch nie vergessen, daß von Kunst nur so lange die Rede sein darf, als wir uns auf dem Boden der Sinnlichkeit befinden und mit klammernden Organen an ihm halten. Wenn nicht der Künstler mit Lust und Liebe zuerst bei dieser Sinnenwelt verweilt hat, sich in sie zu versenken und sie auszukosten versteht; so kann die höhere Deutung dem poetisch Geschauten gar nicht entnommen werden. Es genügt also nicht in ein imaginäres Reich der schönen Formen, wie in ein außersweltliches Territorium sich zurückzuziehen, um dort — ja an welchem Material? — in freiem künstlerischen Schaffen zu schwelgen. Nein, da alle Formen nur als human verständliche Sinnbilder schön werden, verläuft sich unsere Betrachtung in die Frage, welche Gebiete, oder wie man früher zu sagen pflegte „Provinzen“, auch dann noch dem Dichter als Spielplatz seiner Phantasie, ja als fruchtbares Feld seiner Thätigkeit offen stehen, wenn er aus innerer Aversion gegen irdisches Treiben, für das intelligente Menschenleben, das ihn umgiebt, nur barbare Proteste findet und sich folglich auch nicht darin gefallen wird, in den Erscheinungen der unbeseelten Natur Vorbilder einer ihm widerwärtigen Culturwelt zu suchen? — Daß sein Reich „nicht von dieser Welt“ ist, sagt Andrejanoff ausdrücklich auf Seite 41 der Gedichte „Aus der Stadt und vom Strande“ ähnlich ist der Sinn des Liedes („Neue Weisen“ S. 14):

Hinter Nebeln weiß, hinter Wolken grau

Liegt die Heimath, die Heimath mein;

Hier wehen die Winde so rauh, so rauh,

Dort leuchtet der Sonnenschein.

Das erinnert an das bekannte Gedicht „Eldorado“ von G. N. Poe, einem Künstler, der bekanntlich arg mit dem Leben zerfallen war, bei dem man aber sonst wol vergebens nach Analogien mit Andrejanoff suchen wird. „Eldorado“ schließt mit den Worten:

„Over the Mountains of the Moon,

„Down the Valley of the Shadow,

„Ride, boldly ride“,

The shade replied, —

„If you seek for Eldorado!“

Dies also scheint ein Hauptunterschied zwischen Stern und Andrejanoff zu sein: daß Stern in der Naturdichtung und Gedankenlyrik beliebige Tonarten anzuschlagen befähigt ist, daß er, in allen Sätteln gerecht und in allen Wässern gewaschen, keiner Stimmung und keinem Pathos sich unzugänglich zeigt, aus welchem mit einiger Geschicklichkeit für den Geschmack der heutigen Leserwelt etwas gemacht werden kann; daß dagegen die Poesie Andrejanoff's stark von Antipathien beeinflusst wird, durch jede Berührung mit dem realen Leben leidet und erst in einer Art weltfremder Einsamkeit sich wohlfühlt und mit Kraft und Würde entfaltet. — Um auf die oben angeregte Frage zurück zu kommen, so lassen sich, wofern wir uns in diesen Beobachtungen nicht täuschen, weitere Schlüsse ziehen, über die Grenzen, innerhalb deren Andrejanoff's poetische Thätigkeit — wenigstens bei seinen jetzigen Neigungen, — Aussicht hat auf Erfolg. Und den Beweis für die Stichhaltigkeit unserer Behauptungen würde dann eine Durchsicht Dessen abgeben, was ihm bisher besonders gelungen ist. Denn freilich hieße es von der Selbsterkenntniß des Künstlers zu viel erwarten, wenn man meint, er werde nur Das unternehmen, wofür er glücklich beanlagt ist: gerade die Widerspänstigkeit des ihm nicht geistverwandten Stoffes mag bisweilen einen neuen Antrieb abgeben, es immer wieder mit ihm zu versuchen.

Wirklich bleiben unserem Dichter auch nur einige Themata übrig, wo er dem verhassten Treiben der Welt leicht aus dem Wege zu gehen vermag. — Durchaus nicht das ganze Gebiet der Naturpoesie und Landschaftsdichtung bildet eine solche freie Domaine: nur eine Natur, welcher der Mensch immer ehrfürchtig fern bleibt, oder die — in eine ideale Region entrückt, nicht ohne Weiteres Sinnbilder für die Regungen der vulgären Menschlichkeit darbietet, nur die Natur in ihren flüchtigsten Phänomenen ist ihm genügend ätherisch und menschenunähnlich. Daher ist es wol nicht zufällig, daß er die ihm eigene Meisterschaft vorzüglich da offenbart, wo er den Wind besingt. Wir citiren den Anfang des Gedichtes „Süd-West“ („Neue Weisen“ S. 20):

Der Westwind.

Auf dem Schnee der Cordilleren gestern Abend noch ich ruhte,
 Badend in der Tropensonne duftgetränktem Purpurblute,
 Hauchend fühlen Lebensodem in das blüthenreiche, wilde,
 Amazonenstrombespülte brasilianische Gefilde.
 Aber als die Nacht vom Himmel stieg auf Mondenstrahlensprossen,

Sprang ich auf und kam, auf Blitzen reitend, in das Thal geschossen;
 Mit der Sturmesgeißel trieb ich vor mir her die Wetterwolke,
 Freude bringend Meer und Erde, Schreck dem armen Menschenvolke,
 Ueber Städt' und Dörfer saufend auf dem Roß, dem flammehellen,
 Bis ich niedertauchte brausend in des Oceanes Wellen.
 Schmeichelnd hier mit leisem Finger strahlte ich der Wogen Locken,
 Kränzte mein Gewand mit ihres weißen Schaumes Silberfloken,
 Wiegte mich in sel'gen Träumen auf den blauen Spiegelfluthen,
 Drin gleich lang versunknen Inseln, Mond und Sterne schweigend ruhten.
 Mit des Mondes erstem Strahle aber stieg ich aus den Wogen,
 Kam im goldnen Wolkenmantel über Berg und Thal gezogen,
 Schwang mein nebelsehlertheilend Schwert, das unsichtbare scharfe,
 Schlag mit starker Hand die Saiten auf des Waldes Riesenharse.

Der Südwind.

Aus den stillen Höhlen an des Atlas Hang,
 Wo die Blumenwildniß nie ein andrer Klang
 Als der Quellen Kiesel, als der Vöglein Lied
 Und des Echos Seufzen wehmuthvoll durchzieht;
 Wo der Wüstendämon ruht von seinem Flug
 Träumend unter Palmen neuen Siegeszug,
 Und auf Bergeshöhen Fee Morgana baut
 Ihre Wolfenschlösser, sonnenglanzbethaut, —
 Ueber's todtensille rothe Wüstenmeer
 Kam von leisen Flügeln ich getragen her:
 Bringe Licht und Wärme, bringe Klang und Duft,
 Schweb' wie Odem Gottes in der Sommerluft.

B e i d e.

Al' deine Schönheit mir liebend gefelle,
 Laß uns vereint schweben im Tanz,
 Trinken aus unererschöpflicher Quelle
 Bläue des Himmels und sonnige Helle,

Sind's auch nur Schatten von südlichem Glanz!

Die Dichtung „Herbst“ („Aus der Stadt und vom Strande“ S. 46) gehört ebenfalls in diese Kategorie.

Ein anderes Refugium für den weltflüchtigen Dichter, wo die Verbindung mit der gemeinen Wirklichkeit gründlich abgebrochen ist, bietet die

Region des Mythos und Märchens. Doch selbst hier muß für Andrejanoff Alles ausgeschlossen werden, was zu große Menschenähnlichkeit hat, Alles, was zu deutlich die Schranken verräth, in denen unsere Einbildungskraft sich zu bewegen gezwungen ist; den leidigen Umstand nämlich, daß der Mensch auch in den Träumen seiner Phantasie nur nach seinem Ebenbilde zu schaffen vermag. Das gewöhnliche Haus- und Volksmärchen hat schon so viel vom natürlichen Leben und so wenig von der Geisterwelt an sich, daß nur der Poet es wird behandeln können, welcher die gute Laune des Epikers mitbringt, dem wirklichen Leben nicht seine Existenzberechtigung abstreitet und mit Behaglichkeit sich dazu herabläßt, vom Hippogryphen zu steigen und auf einige Zeit den alten sündigen Adam wieder anzuziehen. Außerdem gehört zu einer längeren Geschichte die Gabe des Erzählens; und diese fehlt unseren beiden Dichtern.

Wie sich hiernach erwarten läßt, hat Andrejanoff nur solche märchenhafte und mythische Stoffe ansprechend dargestellt, die ganz in der duftigen Zauberphäre der Elfen, Gnommen, Nixen und Feen sich abspielen; z. B. in der Sammlung „Ein Büchlein Lyrik“ Seite 9 „Die Elfenhöh“, Seite 42 „Die Waldfrau“, Seite 57 „Der Gnomenfürst“ und in den „Neuen Weisen“ Seite 49 „Das Märchen“. Unter den griechischen Mythen hat Andrejanoff nur die zartesten, gewissermaßen dem Geisterreich am nächsten verwandten, „Die Geburt der Liebe“ und die schon so oft behandelte Sage von Endymion sinnreich und grazios wiedergegeben.

Schließlich bleibt es einem Dichter von Andrejanoff's Neigungen auch noch unverwehrt die Liebe zu feiern, doch natürlich in ganz anderem Sinne als Stern es gethan hat. Nur die Venus Urania, die Himmels- tochter, die den Menschen gesandt ist zur Vermittelung der höchsten Lebens- gefühle, ist rein und hehr genug, um in der Dichterbrust keine Dissonanzen hervorzurufen. Welch schlichte und großartige Accorde er dort findet, wo er den Cultus der Natur mit dem der platonischen Liebe vereinigt, davon sei uns gestattet zwei Proben zu geben („Ein Büchlein Lyrik“ S. 45):

Willst an meiner Seite du zum Walde gehn

Und der grünen Weite holde Wunder sehn?

Komm, ich weiß ein Plätzchen, schattig, still und kühl,

Ruhe dort, mein Schätzchen, auf dem Rasenpfühl!

Erdenstaub und Lärmen dringt dort nicht hinein,

Nur die Bienen schwärmen still im Sonnenschein

Hoch im Tannenbaume scheint ein Vögelein
 Aus dem Mittagstraume aufgeschreckt zu sein;
 Leis beginnt's zu singen, doch verstummt es bald:
 Stimme lähmt und Schwingen Sonnengluthgewalt.

Wir auch wollen schweigend, erdenabgewandt,
 Wang' an Wange neigend, ruhen Hand in Hand,
 Wie zwei Waldesgeister, schuldlos, fromm und rein,
 Die der große Meister hieß verbunden sein.

„Neue Weisen“ S. 11:

Wir saßen unter blühenden Syringen still beglückt,
 Dem Sonnenstrahl, dem glühenden, durch dichtes Laub entrückt,
 Wir hörten zu dem rauschenden Geplätscher der Fontäne
 Und lockten lei' die lauschenden gefiederstolzen Schwäne.

Wie dufteten so wonnereich die Weilchen unter uns!
 Wie wölbte sich so sonnereich der Himmel über uns!
 In meine Arme schmiegest du den Leib, den blumenschlanken,
 Und lei' dein Köpfcchen wiegest du in seligen Gedanken.

Wir sprachen nichts, — wir sehnten uns nach Blick und Herzschlag nur;
 Wir wünschten nichts, wir wähten uns auf ferner Märchenflur.
 Und hell wie Matthau feuchtete ein Thränlein deine Wange
 Und schimmerte und leuchtete darauf noch lange, lange.

So muß die selbstentsagende, die wahre Liebe sein,
 Die jauchzende, die klagende im Hoffnungsmorgenschein,
 Die wundergleich geboren wird, des Herzensfrühlings Heiland,
 Im Lebensmeer verloren wird, gleich fernem Sonneneiland! . . .

Außerdem sind noch als werthvolle Liebesgedichte hervorzuheben aus dem „Büchlein Lyrik“ Seite 3 „Liebesfeier“, Seite 4 „Serenade“ und Seite 6 „Barcarole“.

Hiermit ist, glaube ich, der Kreis Dessen erschöpft, was Andrejanoff's starke Seite ausmacht: Natur, Märchen, Sage und Liebe, alles muß dem irdischen Gewühl um eine beträchtliche Distance entrückt sein, ehe es unsern Dichter locken soll. Ohne die gefährliche Eisregion des Abstracten zu streifen, führt er uns in einem Eden umher, das für bessere Menschen als die jetzigen bestimmt ist. Gerade diese Enge seines Horizonts, die einen Theil der Leser vielleicht verdrießen mag, giebt seinen Werken für andere einen spezifischen Reiz: es ist der Reiz der Spannung, zuzusehen,

wie weit die Kraft, die ganz nach einer Seite hin sich concentrirt, es wol bringen mag. Warum sollte nicht auch die Einseitigkeit in irgend welcher Hinsicht anziehend sein! Es wäre möglich, daß dabei sogar eine neue Gattung von Poesie entstände. Hat nicht die Natur in der Entwicklung der Arten außer den Variationen auch höhere Typen durch einseitige Uebertreibung einzelner Organe zu Stande gebracht! — Die religiöse Malerei war im Mittelalter auch sehr einseitig: Jahrhunderte lang haben unter dem Zwange der Tradition die besten Künstler Italiens immer wieder die Madonna in denselben wenigen Situationen, Gewändern, mit fast demselben Gesichtsausdruck gemalt; bis endlich Raphael Sanzio nach zahllosen Vorstudien in den beiden berühmten Madonnenbildern der Nachwelt die reife Frucht der Jahrhunderte bot. Großartig muß man auch die Einseitigkeit der Passion nennen, mit der Hafis, Dshami und andere persische Dichter ihr Leben lang den Wein, die Schenken resp. Schenkinnen besungen haben; obgleich die Geduld dabei auf eine harte Probe gestellt wird, ist es ein staunenswerthes Schauspiel, welche eine Menge von Variationen innerhalb der knappsten Schranken das Schöne noch zuläßt. Diese Beispiele mögen ein Hinweis darauf sein, wie stark die Einseitigkeit macht und wie solch ein Steckpferd auf jedem Gebiete artistischer Leidenschaften um der Eigenthümlichkeit der Leistungen willen zu einer höchst interessanten Erscheinung werden kann.

Trotz des deutlich hervortretenden Gegensatzes haben unsere beiden Dichter gewiß so viel Aehnlichkeit mit einander, daß nach dem Eindruck, den der Leser empfängt, manches von Andrejanoffs Gedichten ebenso gut hätte von Stern geschrieben sein können und umgekehrt. Denn nicht nur der Gang, die Natur zu besingen, auch der Wohlklang der Sprache und die reiche, fast immer edel gewählte Bildlichkeit des Ausdrucks, ist ihnen gemeinsam; und was sie endlich unterscheidet, ist auch in formaler Beziehung theilweise auf die erwähnten äußeren Verhältnisse zurückzuführen; darauf, daß der Dichter in der baltischen Heimath nicht immer dem beschleunigten Tempo des europäischen Culturfortschritts hat folgen mögen; daß er es noch nicht zu dem durchgehend klaren Bewußtsein gebracht hat, auf den Klumpf eines jeden Gedichtes gehöre der Schlußeffect, wie der Punkt auf das i, (den die Griechen ja auch noch nicht kannten), daß er sich von dem Usus der früheren Generationen, in längeren, mehrgliedrigen Sätzen zu sprechen, noch nicht losmacht; kurz, daß er in einigen Hinsichten sich noch im Banne der Vergangenheit befindet.

Den Anhängern des älteren Geschmacks wird es freilich schwer fallen, sich darein zu fügen, daß die ganz kurzen Sätze nur eine Vervollkommnung des poetischen Stiles bedeuten; denn, ob man die Sprache von dem einfachsten Gesichtspunkte — von dem der Logik — betrachtet oder von dem kunstmäßigen d. h. dem der Grammatik; immer bleibt es wahr, daß oft die natürliche Gedankenbewegung selbst garnicht so einfach verläuft, um in dem primitiven Satz oder Urtheil ausgesprochen zu werden. Nur wo gar keine Gedankenbewegung, sondern bloß Gefühlsbewegung stattfindet, mag es heißen: je einfacher um so besser; und auch die Interjectionen werden mitunter den Schrei der Natur trefflich verdolmetschen. Sonst aber sind längere Perioden und ein syntaktisch künstlich gefügter Satzbau mehr als willkürliche Erfindung müßiger Köpfe oder eine infernale Veranstaltung, um Secundaner zu plagen: auch in der gebundenen Rede wird nach den kurzen, ruckweise hervorgestoßenen, dem Naturlaut näher stehenden Rundgebungen, wohlthuend eine Satzform höherer Ordnung empfunden werden, die in dem phonetischen und stofflichen Gleichgewicht und Ebenmaß ihrer Theile den Athemzügen des in ihr waltenden Geistes entspricht.

Leistet von diesem Standpunkte aus Andrejanoff mehr in Hinsicht der Grammatik, so ist Stern's starke Seite wiederum die Beherrschung des Wörterbuchs: eben die Fülle der specifisch abgetönten Concreta, besonders der sinnlich inhaltvollen Verba, die ihm wie Wenigen zur Verfügung stehen. Freilich ist es fraglich, ob bei der Deutlichkeit dieses Strebens Sterns Rede immer unge sucht klingt. („Nebensonnen“ S. 41: „Wolfsmilch, Münz und Nießwurz hauchen schwere Düste durch das Feld“. War es ein Feld oder eine Apotheke?) — Nichtsdestoweniger ist es für den Poeten von unschätzbarem Werth, stets klar sich bewußt zu bleiben, daß, statt „Bäume“, „Blumen“ und „Vögel“ im Allgemeinen zu besingen — als ob das Auge die einzelnen nicht unterscheiden könne — lieber gleich Das, was wirklich gesehen und gehört wird, das genus proximum zu nennen ist, und daß auch unter den Arten diejenigen, die schon sehr oft haben herhalten müssen, z. B. die Rose und die Nachtigall, nur ausnahmsweise dürfen incommodirt werden.

Die oben citirten Gedichte bieten ein Beispiel dafür, mit welchem Geschick Andrejanoff den dreisilbigen Reim anwendet. Dieser Reim kommt bei ihm öfter vor. Angeregt hat ihn vielleicht hierzu die Beschäftigung mit der russischen Literatur, der wir mehrere vollendete Uebersetzungen aus seiner Feder verdanken, z. B. des „Beethoven“ von Wsewolod Tschesichin;

ein würdiges Seitenstück zu Puschkin's Dialog „Mozart und Salieri“, behandelt diese Dichtung das tragische Geschick des großen Wiener Componisten. — Aber die Reimform, welche sich im Russischen mühelos ergibt, erfordert im Deutschen eine besondere Kunstfertigkeit; denn ein Blick auf den Bau der russischen Sprache lehrt, daß bei den vielen zweifilbigen Flexionsendungen der Verba und Nomina nur noch die vorausgehende betonte Stammsilbe in zwei Wörtern gleichen Auslaut zu haben braucht, um einen dreifilbigen Reim zu liefern, während im Deutschen bloß einige Casus der Participien und des Comparativs der Adjectiva zweifilbig enden.

Das Verweilen bei dem Reim, einem so äußerlichen Zierrath der gebundenen Rede, mag Manchem überhaupt kleinlich vorkommen. Allein es ist auch weniger die Silbenzahl der Reime, noch weniger ihre sog. Reinheit — die übrigens von Andrejanoff selten verletzt wird — was an den Versen angenehm auffällt, sondern der Reichthum der Auswahl, der volle Klang und am meisten die passende Zusammenstellung. Wie in der Copulirung der Dinge mit gewissen ihnen gewohnheitsmäßig angehängten Epithetis selten etwas Neues producirt, aber Das, was die Sprache einmal bietet, so lange nachgesprochen wird, bis die und die Substantiva mit bestimmten Adjectivis für die meisten Menschen auch in der Vorstellung verwachsen sind und man so zu denken anfängt, weil man immer so hat sprechen hören; so oder ähnlich geht es auch mit vielen sich besonders häufig aufdrängenden Reimen: der zufällige Umstand, daß mehrere Wörter sich reimen, setzt sie in der Poesie unzählige Mal zu einander in nahe Beziehung, bis man zuletzt nicht nur bei der Nennung des einen Wortes instinctiv als Echo eines der anderen erwartet, sondern auch die Vorstellungen, denen sie entsprechen, bald als einander verwandt, bald als paarweise Gegenätze, zusammengerathen. Das sind die Ideenassociationen, die durch den Reim zu Stande kommen und in jeder Sprache auf besondere Weise den Charakter der schönen Literatur beeinflussen. Oder ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß die ganze deutsche Lyrik decenter wäre, wenn sich nicht der Reim „Weib“, „Leib“ immer wieder so verlockend anböte? Durch die Poesie hindurch wirkt das sogar auf die Vorstellungen des täglichen Lebens. Jetzt ist man ja im Ganzen nüchtern; aber früher — wage ich zu behaupten — wäre nicht nur die Lyrik der Deutschen, sondern auch manche leibhaftigen Jünglinge und Jungfrauen weniger sentimental gewesen, wenn nicht das „Sehnen“ und „Wähnen“ sich so leicht im Reim zu „Thränen“ verwässert hätte. — Man liest in sonst ganz sachgemäßen

Berichten, die Lagune in Venedig sei von Farbe braun. Das ist einfach unrichtig und nur darauf zurückzuführen, daß unzählige venezianische Sonnette ohne den Reim „laguna“, „bruna“, „luna“ gar nicht hätten bestehen können und im Laufe der Zeit die Vorstellungen der Menschen corrumpirt haben. Sollen wir noch die falschen Auffassungen der Liebe corrigiren, welche der Reim „amore“, „cuore“, „dolore“ verschuldet hat? — Schon das bisher Gesagte genügt, um daran zu erinnern, welche Herrschaft der Dichter durch das klingende Spiel des Reimes auf den Leser übt.

Zweierlei ist es, was man an diesem Aufsatz vermissen kann: erstens sind die zahlreichen Verse polemischen oder — wenn man will — satirischen Inhalts, mit denen unsere beiden Dichter ihr Publicum beschenkt haben, unberücksichtigt geblieben; und zweitens ist Das, was am ehesten gerade aus solchen Poesien erschlossen zu werden pflegt und die eigentliche Lebensader der Kritik bildet, weggelassen worden; nämlich der Zusammenhang zwischen dem Künstler und seinem Werk, zwischen Leben und Dichten, die Einheit des Kopfes und des Herzens. Sind denn die Gedichte fertig geschrieben vom Himmel gefallen und gestatten sie keine Rückschlüsse auf die Verfasser als Menschen? — Da beide Versäumnisse zusammenhängen, so wollen wir versuchen, sie in einer Erörterung nachzuholen.

Betrachtet man die Art und Weise, wie Dichter, neue sowol als alte, gewöhnlich besprochen werden, so findet man oft an ihnen gerühmt: den Patriotismus, der sie beseelt, ihre Wahrhaftigkeit, die hohe Gesinnung, die ihre Werke athmen, die sittliche Würde, mit der sie an ihrem Dichterberuf hängen. Man geht also von den Schriften, die der Dichter uns schwarz auf weiß überliefert hat, auf seinen innigsten Seelenkern zurück d. h. auf seine Persönlichkeit. Anerkennend, wie wir sind, für die gute Absicht, in der das geschieht, müssen wir doch fragen, wer den Referenten erlaubt, den Mund so voll zu nehmen? „Der Dichter selbst“, wird man antworten; aber das ist gerade für diese Frage eine unzuständige Instanz.

Die Welt der Leser sehnt sich gewiß danach, ihre Kenntniß von den Werken durch Nachrichten über die Person des Schriftstellers zu vervollständigen; diese Ergänzung bringt hin und wieder wirklich über manche Punkte interessante Aufklärungen; und irgend einmal muß doch schließlich der Moment kommen, wo ein Urtheil über die Person dessen gestattet ist, der durch seine Werke der ganzen Nation angehört. Das ist alles zuzugeben; nur scheint es, als ob hier das Sprichwort: „de mortuis nil nisi bene“, fast umgekehrt werden müsse: erst die Todten sind gewissermaßen nicht

mehr unseres Gleichen; erst sie befinden sich an einem solchen Orte, daß die Blicke der Lebenden mit unparteiischer Gelassenheit auf ihrem Wandel verweilen mögen und daß wir uns daher auch über ihre Person eine Meinung bilden können. Was die Lebenden betrifft, so ist jede einzelne ihrer Thaten — und die Gedichte sind auch Thaten — unserer Beurtheilung bloßgestellt; aus der Gesamtheit ihrer Leistungen darf die Beschaffenheit des Talents als deren präsumirte Einheit gefolgert werden; aber über Werth oder Unwerth der Person, des eigentlichen „ich“ abzuurtheilen haben wir kein Recht. In dem einen Sinne pflegt dieser Grundsatz allgemein zugegeben zu werden: nämlich wenn es sich um Angriffe auf die Person des Dichters handelt. Das ist verständlich, denn solche Unternehmungen pflegen nicht ungefährlich zu sein. Der Literat, immer auf dem Qui-vive, immer bereit, mit der ägenden Lauge seiner Tinte drein zu fahren, steht da mit der eingetunkten Feder: der unedelsten Waffe, die je einen Menschen verwundet hat. — Jedoch in dem anderen Falle, wenn von den Gedichten auf löbliche Charaktereigenschaften des Poeten zurückgeschlossen wird, auf Vaterlandsliebe, aufrichtige Begeisterung, Gerechtigkeit und wer weiß worauf noch alles, — da ist man weniger bedenklich: süße Wonne verklärt das Gesicht des Schriftstellers, dem die gedruckte Versicherung zugesandt wird, einer wie ehrenwerthen Grundlage seines Wesens seine Erfolge zuzuschreiben sind. Gewiß hat er oft selbst bisher nicht gewußt, daß er so vortrefflich sei.

Um diese Erscheinung zu erklären, genügt es übrigens nicht, die Kritiker der Lobhudelei oder der Feigheit zu bezichtigen; sie sind wirklich in einer schwierigen Lage: so kinderleicht es ist zu tadeln, die Fehler einer Dichtung präcis aufzuzeigen, bis der Leser sich selbst an dem Scharfsinn ergötzt, der das alles entdeckt hat; so verzweifelt schwer ist es, inhaltvolles Lob auszusprechen. Nach dem bequemen Grundsatz des Quintilian (VIII 3,4) „prima virtus est: vitio carere“, würde freilich die Anerkennung hauptsächlich im Stillschweigen bestehen und das Papier könnte unbeschrieben bleiben. Aber positiven Beifall spenden, was doch auch geschehen soll, — das heißt ja, die Uebereinstimmung einer Leistung mit den höchsten Gesetzen der Schönheit darthun. So weit diese Gesetze überhaupt entdeckt und anerkannt sind, deuten sie nur auf ein formelles Verhalten und sind wiederum fast ausschließlich negativer Natur. Eine solche Demonstration zu Stande zu bringen, wäre durchaus nicht jeder sonst „berufene“ Kritiker fähig, und aus dem Kreise der Leser vermöchten Wenige ihr zu folgen,

und selbst die Wenigen fänden das nicht interessant, sondern sehnten sich danach, in unmittelbarem Gefühl die Schönheit zu ergreifen, statt sie sich beweisen zu lassen. So läuft der wohlwollende Referent immer Gefahr, in ein Meer von Gemeinplätzen zu gerathen, — *e il naufragare è dolce in questo mare!* (Und süß ist's mir in diesem Meer zu scheitern) — denkt Mancher, — oder er muß sein Lob, um ihm eine wärmere und und individuellere Färbung zu geben, auf ein unerlaubtes Terrain übertragen, indem er auf die Person des Dichters zurückgreift. Dann sichert der Antheil an dem lebendigen Menschen dem ganzen kunstkritischen Artikel einige Sympathie. — Aus diesen Erörterungen folgt aber noch Eines, was nicht die Kritiker, sondern die Dichter angeht. Wenn sie nämlich damit einverstanden sind, daß man ihre Person aus dem Spiel läßt und sie mit Tadel und Invectiven verschont, so dürfen auch sie ihrerseits nicht ihre Persönlichkeit in die Wagschale werfen, wie das in allen den Gedichten geschieht, wo die sittliche Entrüstung eine Rolle spielt; die Indignation, sei's über einzelne Leute, die genannt oder angedeutet werden, sei's über die Erbärmlichkeit der Gesellschaft oder sonst eines Collectivums. — Von solchen Stellen wimmelt es bei unseren beiden Dichtern; sie bilden die Folie zu dem breiten Raum, der Selbstbeleuchtungs zwecken gewidmet ist. Wirft der eine seinen Kritikern Lieblosigkeit vor („Nebensonnen“ S. 104), so urtheilt der andere, daß . . . „die Gesellschaft“ höhnisch einen jeden zurückweist, dem Gemeinheit fehlt und Geld. (Aus d. St. u. v. St. S. 14.)

Guter Gott! Woher schon jetzt diese Verbitterung! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürrn werden! — Mancher Leser, der sich nicht incognito will abkanzeln lassen, wird bei diesen Gelegenheiten von dem Ritzel geplagt, den edlen Zorn des Freundes der Grazien nicht auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern ihm so zu antworten, wie Don Quixote's Diener Sancho Panza dem Studenten, der ihm wegen seiner Regierung auf Barataria Vorwürfe machte: „Hermano murmurador!“ sprach Sancho Panza; d. h. zu Deutsch: „Freund Lästernaul! greif dich gefälligst erst an die eigene Nase! bist Du auch wirklich besser als wir?“ Denn hier ist leicht einzusehen, daß nur das Gewicht der Persönlichkeit eines Dichters, die Achtung, die wir vor ihm als Menschen hegen, dieser Seite seiner literarischen Thätigkeit einen Werth giebt; wie solches bei Wieland, Göthe und Rückert, die je zwei Menschenalter im deutschen Volke wirkten, sich schon bei ihren Lebzeiten ganz von selbst ergab. Dagegen Schriftsteller, die noch nicht zu ehrfurchtgebietenden Autoritäten ergraut

sind, sich noch nicht auf einen consensus omnium berufen können und doch beanspruchen, daß man ihre Werke allein beurtheile und ihre Person in Ruhe lasse, werden durch den Brustton sittlicher Entrüstung nur den sog. Bildungspöbel fortreißen und entflammen.

So wahr es ist, daß in dieser Welt die meisten Dinge mit Worten bezahlt werden, so sicher dürfen auch die meisten Vergehen mit Worten bestraft werden, und Niemand wird daher aus dem Gesagten schließen, der Dichter sei nicht befugt, den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verworfenheit vorzuhalten. Daß es ihm dabei versagt bleibt, sich derselben Mittel zu bedienen, wie der Sittenprediger und der ausführlich analysirende Psycholog, mag Einige anfangs etwas irre machen und verstimmen; aber nur so lange, bis nach einigem Suchen der richtige Ton getroffen ist. Hier wird eine Anekdote, wenn nicht klarer, so doch kürzer sein als eine Deduction.

Als Rabelais, der alte Humanist, das vierte Buch seines Romans „Pantagruel“ herausgab, war der frische Hauch der Renaissance, welcher ihn zu den ersten Bänden begeistert hatte, in seinem Vaterlande längst verweht. Die Inquisition und andere culturfeindliche Strömungen hatten die geistige Wiedergeburt erstickt und ihre kühnen Vorkämpfer — Rabelais' Freunde — in's Gefängniß und auf's Schaffot gebracht. Wie machte nun der erfindungsreiche Schalk in der Mönchskutte seiner Traurigkeit und dem tiefen Groll über diese Zustände Luft? — „Ihr guten Freunde!“ schreibt er zu Anfang seines Buches, „der Herr schütze und bewahre euch! Wo seid ihr? Ich sehe euch nicht! Ich will meine Brille aufsetzen!“ — Welche Brille hat er damals genommen?

Juli 1894.

Gregor von Glasenapp.

